

Thomas Roeske, Maike Rotzoll

„Wissen schafft Stadt“: Ein Hörsaal des Bergheimer Klinikums wird zum Heidelberger Zentrum für Outsider Art

Das Bergheimer Klinikum entstand im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Nach einigen Umzügen der Vorgängereinrichtungen in den vorausgehenden Jahrzehnten – vom ehemaligen Dominikanerkloster in das Weinbrennerhaus, dann in den Marstall, vom Marstall ins Carolinum – plante man nun ein modernes Großklinikum mit eigenen Gebäuden für die zahlreich gewordenen medizinischen Fächer, wie sie sich ebenfalls im Laufe des Jahrhunderts ausdifferenziert hatten.¹ Nach und nach entstand ein Ensemble durchaus herrschaftlich wirkender Gebäude, Stein gewordener Ausdruck einer gründerzeitlichen, sich als wissenschaftlich-modern verstehenden aufstrebenden medizinischen Fakultät.

Der am Neckar gelegene Bergheimer Campus mochte den Eindruck einer in sich geschlossenen „Stadt“ für die medizinische Wissenschaft erwecken, bot aber durch seine räumliche Lage von Beginn an auch die Chance eines engen Bezuges zu Stadtteil und Stadt.

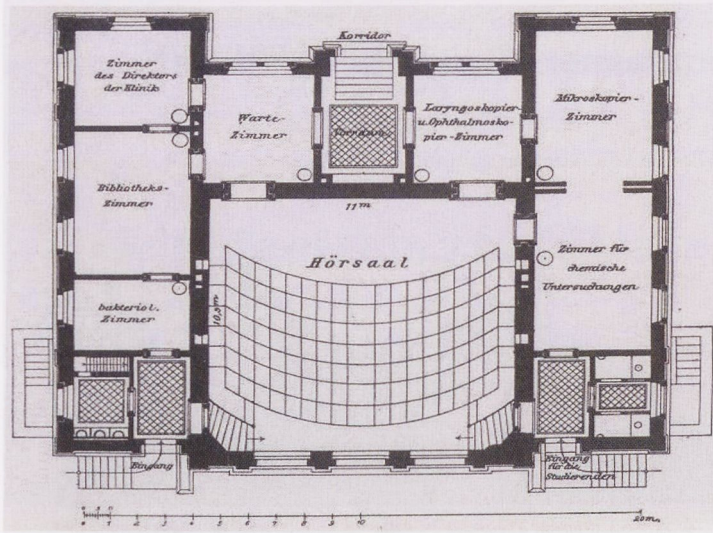
Die über Jahrhunderte für die Heidelberger Universität wenig bedeutsame medizinische Fakultät gewann nun zunehmend an Gewicht und an Studenten (später auch an Studentinnen). Das machte bauliche Veränderungen notwendig. Die zahlreichen Studierenden konnten nicht mehr am Krankenbett unterrichtet werden, daher benötigte man nahe gelegene Hörsaalgebäude für den klinischen Unterricht mit den typischen Patientenvorstellungen. Seit der „Geburt der Klinik“ um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert hatte sich der Unterricht am Krankenbett als Kennzeichen „moderner“ Medizin fest etabliert.² Nun entstanden in Heidelberg und anderenorts zahlreiche Hörsaalgebäude als räumliche Erweiterung der Schule des klinischen Blicks.³



Hörsaalgebäude Voßstraße vor 1900 (Quelle: Universitätsbauamt Heidelberg)

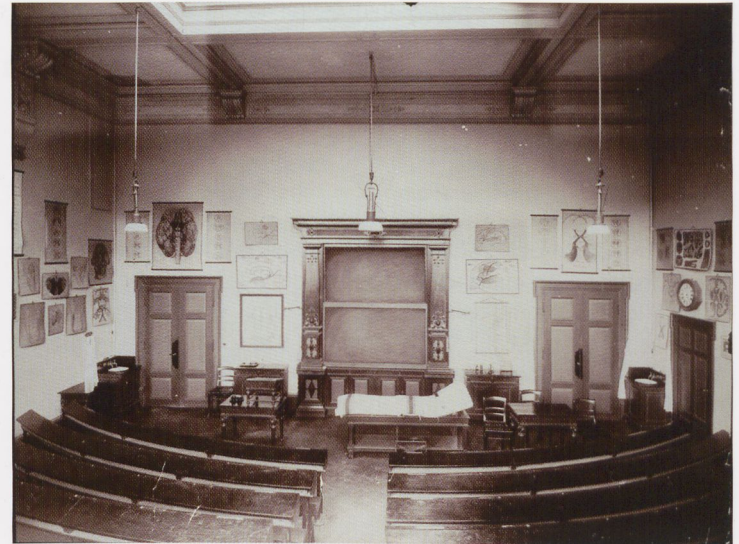
1891: ein Hörsaal für die Innere Medizin

Einer dieser neuen Hörsäle entstand für die Innere Medizin. Ordinarius Wilhelm Erb (1840–1921) äußerte 1888 den Wunsch nach Erweiterung der Unterrichtsräume und machte bald den Vorschlag eines neu zu erbauenden Hörsaals in räumlicher Nähe zum Medizinischen Pavillon II, der mit diesem durch einen überdachten Gang zu verbinden sei. Dem Hörsaal sollten flankierend einige Untersuchungsräume beigegeben werden. Die medizinische Fakultät unterstützte diesen Vorschlag. Die Bauarbeiten begannen bereits 1890, und im darauffolgenden Jahr konnte der Lehrbetrieb in dem neuen Gebäude aufgenommen werden.⁴



U-förmig um den Hörsaal angeordnete Untersuchungs- und Demonstrationsräume, Grundriss 1892 (Quelle: Peter Anselm Riedl (Hg.): Die Gebäude der Universität Heidelberg. Tafelband, Berlin 1985, S. 177)

Wie für das stilistisch ähnliche Hygiene-Institut (heute Psychosomatik) war der Architekt Josef Durm für die Errichtung dieses Gebäudes zuständig. Er wählte als Vorbild einen 1884 abgeschlossenen Hörsaalbau der Universitätsklinik Bern, den u-förmig um den fast quadratischen Hörsaal gruppierte, ineinander übergehende Räume auszeichneten. Auch im Bau Durms waren diese symmetrisch angeordnet und sollten als Untersuchungs- und Demonstrationsräume dienen.⁵ Der Haupteingang, über den (Lehr-) Personal und Patient*innen das Gebäude betraten, lag zum Krankengebäude hin. Die Studierenden betraten das Gebäude durch zwei zusätzliche Türen jeweils neben der zur Voßstraßenseite gelegenen Rückseite des Hörsaals, so dass der Vortragende durch zu spät Kommende nicht gestört wurde. Auch Garderobenräume und Toiletten wurden beidseits an den Enden der Seitenspannen untergebracht. Licht erhielt das Gebäude durch drei große Fenster an der Voß-



Hörsaal Voßstraße vor der Zerstörung der Glaskuppel (Quelle: Fotoarchiv der Universitätsbibliothek Heidelberg, <https://heicon.ub.uni-heidelberg.de/detail/745158>)

straßenseite und durch die Laternenkonstruktion in der Decke, die aber später abgetragen wurde.⁶ Dekorationselemente teilte das Gebäude nicht nur mit dem nahen Hygiene-Institut, sondern auch mit dem jenseits des Bismarckplatzes gleichzeitig entstehenden Kurfürst-Friedrich-Gymnasium.⁷

1968 und 1972: Patientenvorstellungen als Stein des Anstoßes: Der neurologische Hörsaal zwischen den Fronten der „Studentenrevolte“

In den ersten Jahren nutzte den neuen Hörsaal Wilhelm Erb, der die Initiative zu seiner Erbauung ergriffen hatte, für seine Patientenvorstellungen. Erb war seit 1883 Ordinarius für Innere Medizin in Heidelberg, doch bekannt ist

er vor allem für seine Forschung auf neurologischem Gebiet und sein Engagement für die Etablierung einer neurologischen Abteilung. In Heidelberg ging demnach die neurologische Klinik aus der Inneren Medizin als „Mutterdisziplin“ hervor, nicht wie an vielen anderen Orten aus der Psychiatrie.⁸ Im Gegenteil gab es in den 1920er und 1930er Jahren in Heidelberg durchaus Abgrenzungsschwierigkeiten zwischen der neurologischen Abteilung der Inneren Klinik und der Psychiatrischen Klinik, die ebenfalls Anspruch auf das fachliche Gebiet erhob.⁹ 1922 wurde die neue Klinik für Innere Medizin („Krehl-Klinik“) mit eigenem Hörsaal eröffnet, so dass in den folgenden Jahren vorwiegend neurologische Patientenvorstellungen im älteren Hörsaal durchgeführt worden sein dürften, der nun einer eigenen neurologischen Abteilung, seit 1932 eigenständig, zugeordnet war. Von 1920 bis 1940 hielt hier Viktor von Weizsäcker (1886–1957) seine Vorlesungen, in seiner Nachfolge seit 1941 der Neurologe Paul Vogel (1900–1979). Seit 1943 war die Abteilung als „Nervenklinik der Rudolf-Krehl-Klinik“ auch etatmäßig eigenständig.¹⁰

Vogels Emeritierung 1968 fiel in eine stark politisierte Periode der Heidelberger Universität. 1969 wurde Heinz Gänshirt (1919–1991) sein Nachfolger an der neurologischen Klinik. Seine Patientenvorstellungen waren es, die heftigen studentischen Protest hervorriefen.¹¹ Am 23. November 1972 schlugen Aktionen der Student*innen hohe Wellen. Gänshirt selbst beschwerte sich bei Prorektor und Dekan, „unablässige Sprechchöre“ hätten die Vorstellung eines „schwerkranken, weitgehend gelähmten“ Patienten unmöglich gemacht. Ein Richtung Tafel geworfenes Ei habe den Patienten knapp verfehlt, so dass er diesen in Sicherheit bringen lassen müssen.¹² Nachdem Gänshirt sogleich die Polizei herbeigerufen hatte, entzogen sich die Studierenden dem Zugriff durch Flucht aus dem Fenster, was in der Rhein-Neckar-Zeitung abgebildet wurde. Auf diesen Eklat hin stellte die Medizinische Fakultät II den Unterricht für eine Woche ein, die „Störer“ wurden zudem von Gänshirt angezeigt.¹³ Dabei war es gerade die „menschlichenverachtende Zurschaustellung“ von Patient*innen, gegen die viele Studierende protestieren wollten, zudem war ihnen Gänshirt verhasst als Heidelberger Wortführer

des konservativen „Bund Freiheit der Wissenschaft“, der sich 1970 als Reaktion auf die Studentenbewegung formiert hatte und dem zunächst vor allem Professoren angehörten.

Ein weiteres „Teach-in“ mit ähnlichen Konsequenzen spielte sich am 8. Februar 1973 ab. Die kritisierte, als zynisch-abwertend empfundene Haltung gegenüber den Patient*innen im Hörsaal brachte die Studierenden auf die Idee, in der Klinik Nachforschungen zum Umgang mit den dort aufgenommenen anzustellen. Sie sprachen jemanden an, der als Nachtwache in der Klinik arbeitete, und der bereit war, nach einschlägigen Krankengeschichten zu suchen. Fündig geworden – so zum Beispiel habe eine Akte das Schicksal eines Dioxinvergifteten mit neurologischen Symptomen wiedergegeben, den Gänshirt als Querulanten und Simulanten abstempelte, eine andere habe das disziplinarische Absetzen von Antiepileptika bei einem alkoholkranken Epilepsie-Patienten mit der Folge gehäuften Auftretens von Anfällen geschildert, die den Mann von seiner Sucht abbringen sollten – kopierte die Kontaktperson illegal die Krankengeschichten und schmuggelte sie aus der Klinik. Anschließend veröffentlichte der Sozialistische Heidelberger Studentenbund die Akten am 4. Juni 1973 als Dokumentation in anonymisierter Form¹⁴, woraufhin die Fakultät in Aufruhr geriet und Gänshirt erneut die Polizei einschaltete.

Doch Patientenvorstellungen führte man am gewohnten Ort noch einige Jahre durch. Die Nebenräume des Hörsaals wurden als neurologische Anfallsambulanz genutzt.¹⁵ Gänshirt wurde 1987 emeritiert, er hatte noch den Umzug der Neurologie in die Kopfklinik am 19. September 1987 organisiert. Sein Nachfolger Werner Hacke hielt von Anfang an Vorlesungen im Hörsaal der Kopfklinik im Neuenheimer Feld.

Die Sammlung Prinzhorn

Nachdem einige Zeit über die Folgenutzung des Hörsaals diskutiert worden war, wurde 1992 ministeriell genehmigt, ihn zu einem Museumsgebäude für die Kunstsammlung der psychiatrischen Universitätsklinik umzubauen, die inzwi-

schen unter dem Namen Prinzhornsammlung international bekannt geworden war.¹⁶ Ihre Anfänge gehen bis auf Emil Kraepelin (1856–1926) zurück, dem Leiter der Klinik von 1891 bis 1903, der Werke seiner Patienten und aus der nahe gelegenen Anstalt Wiesloch aufbewahrte. Sein Oberarzt Karl Wilmanns (1873–1945) setzte die Sammlung fort und stellte nach dem Ersten Weltkrieg, als neuer Klinikleiter, 1919 den Kunsthistoriker und Mediziner Hans Prinzhorn (1886–1933) zu ihrem systematischen Ausbau als Assistenzarzt ein.¹⁷ Gemeinsam sandten sie Aufrufe an zahlreiche psychiatrische Einrichtungen, vor allem im deutschsprachigen Raum.¹⁸ Daraufhin wurden bis Mitte 1921 mehr als 5000 Werke, vor allem auf Papier, aber auch Gemälde, Skulpturen und Textilien, zum Aufbau eines „Museums für pathologische Kunst“ nach Heidelberg geschickt. Prinzhorn inventarisierte den Fundus und wertete ihn für sein Buch „Bildnerei der Geisteskranken“ (1922) aus, ein Klassiker des Gebiets, der heute in siebter Auflage und Übersetzungen in sechs Sprachen vorliegt.

Doch aus dem Museumsplan wurde lange nichts. Nach Prinzhorns Weggang betreute die Sammlung der Oberarzt Hans Gruhle (1880–1958). Die Nationalsozialisten missbrauchten 1938 bis 1941 Teile als Vergleichsmaterial in der Feme-Wanderausstellung „Entartete Kunst“. Und nach dem Weltkrieg blieb sie lange unbeachtet, bis 1963 der Kurator Harald Szeemann (1933–2005) 250 Werke in der Berner Ausstellung „Bildnerei der Geisteskranken/Art brut/Insanias pingens“ zeigte. In der Folge begann die junge Ärztin Maria Rave-Schwank (*1935) sich ehrenamtlich um die Sammlung zu kümmern und richtete weitere Ausstellungen aus. 1973 wurde die Ärztin Inge Jarcho, später Jádi (*1936), als Kustodin von der Klinik angestellt. Mit Hilfe finanzieller Unterstützung der Volkswagen-Stiftung konnte sie den Bestand neu aufnehmen, konservieren, teilweise restaurieren und fachgerecht lagern. Daneben machte sie mit weiteren Ausstellungen und Wanderausstellungen im In- und Ausland den Fundus als „Prinzhornsammlung“ wieder bekannt. Die umfangreichste dieser Präsentationen mit mehr als 800 Exponaten war 1980/1981 in mehreren deutschen Städten und in Basel zu sehen. Seitdem wurden auch wieder Schenkungen von Patientenwerken genom-

men, in den nächsten 20 Jahren ungefähr 10.000 Werke. Und seit 1980 setzen sich auch immer mehr Heidelberger für die Einrichtung eines eigenen Museumsgebäudes ein. Dabei entwickelte die wirksamste überregionale Initiative für den Museumsbau, angeregt vom Ehemann der Kustodin Ferenc Jádi, eine Gruppe von Studierenden der Berliner Hochschule der Künste. So konnte der Museumbau noch in Jádís Dienstzeit fertiggestellt werden. Mit Eröffnung des Hauses am 13. September 2001 schied sie altersbedingt aus ihrer Position aus – und die Einrichtung erhielt den neuen Namen Sammlung Prinzhorn.

Streitfall Erinnerungspolitik: Wem gehört Kunst aus psychiatrischem Kontext?

Durch die landesweite Aufmerksamkeit für die Heidelberger Sammlung gerieten sie und erneut der für die Erweiterung vorgesehene Hörsaal ins Zentrum politischer Auseinandersetzungen. Dieses Mal ging es um Erinnerungspolitik, um die „langen Schatten“ des Nationalsozialismus. 1999 fand am Bergheimer Hörsaal eine Aktion des Bundesverbands der Psychiatrieerfahrenen (Berlin) statt, im Zentrum ein Transparent mit der provokativen Aufschrift „Beutekunst für den Hörsaal der Mörder?“.¹⁹

Hintergrund waren einerseits Pläne, die Heidelberger „Prinzhornsammlung“ in dem als Museumsgebäude umzugestaltenden Hörsaal unterzubringen, also in medizinisch-psychiatrischem Kontext, während der Bundesverband der Psychiatrieerfahrenen sich selbst als legitimen Nachfolger von Besitzansprüchen ehemaliger Patienten-Künstler*innen ansah und ein eigenes Museum in Berlin plante – das (nie entstandene) „Haus des Eigensinns“.

Mit „Beutekunst“ und „Hörsaal der Mörder“ rückte die Offensive der Psychiatrieerfahrenen andererseits aber öffentlichkeitswirksam das Heidelberger Projekt in den Kontext nationalsozialistischer Psychiatrie. Tatsächlich hatte Carl Schneider (1891–1946), Heidelberger Ordinarius und Teil der Elite der NS-Psychiatrie, nie im neurologischen Hörsaal unterrichtet (sondern in seiner eigenen Klinik), auch war die Bildersammlung innerhalb der Psychiatrie

und somit ebenfalls in der Voßstraße 4 entstanden und dies Jahre vor Beginn des NS-Regimes.²⁰ Schneider hatte allerdings die Werke aus psychiatrischem Kontext instrumentalisiert für die NS-Propagandaexposition „Entartete Kunst“, zudem hatten in den Sammlungsjahren nicht alle Patienten-Künstler*innen ihre Werke freiwillig den Ärzten überlassen.

Die Psychiatrische Klinik konnte zum Zeitpunkt des Protests auf die erfolgte Aufarbeitung ihrer NS-Vergangenheit und ein 1998 vor der Klinik aufgestelltes Mahnmal für die ermordeten Heidelberger „Forschungskinder“ verweisen.²¹ Allerdings hätte man damals durchaus auch die Aufarbeitung der Neurologie im Nationalsozialismus, unter anderem der Rolle Viktor von Weizsäckers fordern können.²²

Die Sammlung blieb in Heidelberg, die Proteste sind jedoch niemals ganz verstummt. Auch im Kontext der Museumseröffnung im Jahr 2001 waren sie präsent. Als am Abend des 11. September 2001 („9/11“) eine Veranstaltung in der Heidelberger Altstadt stattfand, erschienen sie fast als ein Zeichen beruhigender Kontinuität. Das einzig Normale an diesem Tag war, unbeirrbar an der Eröffnung eines Museums für „verrückte Kunst“ festzuhalten – einschließlich der gewohnten Proteste.

Museumsgebäude

Die Umnutzung des Gebäudes war zwischen dem Universitätsklinikum, der Leitung der Sammlung Prinzhorn und dem Universitätsbaumamt abgestimmt worden.²³ Zu gleichen Teilen trugen gemäß Hochschulbauförderungsgesetz Klinikum und Bundesrepublik Deutschland die Kosten. Die Durchführung übernahm das Universitätsbauamt, der Wiener Ausstellungsarchitekt Dr. Johannes Kräftner plante die Innengestaltung. Dabei wurde das Gebäude teilweise restauriert, teilweise umgebaut. Der hölzerne Laubengang zum Nachbargebäude wurde in eine Konstruktion aus Stahl und Glas integriert, um ein Foyer zu schaffen, unter dem die umfangreiche Klimaanlage Platz fand. Dieses Entrée bietet leider keinen behindertengerechten Zugang zum Museum.²⁴ Denn vom Foyer führen nun Treppen zum 80 cm abgesenkten Tiefparterre mit einem Dauerausstellungsbe-

reich für die Skulpturen von Karl Genzel (1863–1925) und dem Depot, das für das Publikum unzugänglich ist. Und weitere Treppen führen nach wie vor zum Hochparterre, in dem die Ausstellungs- und Verwaltungsräume untergebracht wurden. Man rekonstruierte die Glaskuppel, nahm aus dem Hauptsaal die Bodenkonstruktion für das ansteigende Gestühl und brachte einen planen Holzboden ein. Außerdem baute man eine an drei Seiten umlaufende Galerie mit Vitrinen auf den Geländern, zu der eine Treppe an der Fensterseite hinaufführt. In den westlich angrenzenden Räumen entstand das umfangreiche Atelier zur konservatorischen und restauratorischen Betreuung von Werken der Sammlung sowie ein Büro, während im Osten neben weiteren Büros eine Bibliothek und eine Küche eingerichtet wurden. Gemäß Auflagen des Denkmalschutzes erhielt man die alte Bausubstanz weitgehend und stellte sie teilweise sogar wieder her. Die Inneneinbauten aus geschwärztem Metall (Galerie, Vitrinen, Theke im Foyer) sowie der dunkle Fußboden im Ausstellungsbereich setzen sich davon ab.

Im Depot des Museumsgebäudes wurde der berühmte historische Teil der Sammlung Prinzhorn mit ca. 6000 Werken zwischen 1795 und 1945 klimatisiert untergebracht. Der neuere Bestand der Sammlung fand hier keinen Platz, sondern kam in zusammenhängende unterirdische Räumlichkeiten des so genannten Strahlenbunkers auf dem Gelände.

Der Hauptausstellungsraum und seine drei kleineren Vorräume erlauben, in den drei bis vier Wechselausstellungen pro Jahr bis zu 170 Werke zu zeigen. Daneben gibt es längerfristige Präsentationen von Werken der Sammlung im Tiefparterre und in den Vitrinen des Foyers. Diese sind allerdings nicht umfangreich genug, um eine Öffnung des Museums auch in den Umbauphasen der Wechselausstellungen zu rechtfertigen. So bleibt das Museum, das ansonsten Öffnungszeiten wie andere Museen auch hat, zwei- bis dreimal im Jahr für vier bis sechs Wochen geschlossen.

Für das Team des Museums und die Bibliothek wurden bald die Räumlichkeiten zu klein. So zogen Museumsleiter, Ausstellungskuratorin und der Buchbestand 2005 in Erdge-



Einblick in den Ausstellungsraum der Sammlung Prinzhorn, 2013 (Quelle: Sammlung Prinzhorn)

schoßräume des angrenzenden Gebäudes um, wo außerdem Platz für einen kleinen Seminar- und Versammlungsraum sowie das Hans-Prinzhorn-Archiv war. Seit 2010 gibt es Bemühungen um eine grundlegende bauliche Erweiterung des Museums, für die sich zunächst der Freundeskreis der Sammlung Prinzhorn und dann auch die IBA Heidelberg einzusetzen begannen, die unter dem Motto „Wissen schafft Stadt“ steht. In der Folge entwarfen zweimal Architekturstudierende der Heidelberger SRH-Hochschule im



Umgebautes Hörsaalgebäude als Museumsgebäude, 2007 (Quelle: Sammlung Prinzhorn)

Rahmen von Seminaren verschiedene architektonische Vorschläge für diese Erweiterung, die in Ausstellungen und einer Broschüre der Öffentlichkeit vorgestellt wurden. Die Heidelberger Architektin Christiane Hauß erarbeitete eine Machbarkeitsstudie. Umgesetzt wurde zunächst im Frühjahr 2018 eine Neugestaltung der Kantine im angrenzenden Gebäude zum Museumscafé mit Hilfe von Spenden durch eine Crowdfunding-Aktion und einer Unterstützung der IBA. Mittel der Stadt Heidelberg und des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg erlaubten, im Oktober 2018 das Büro im Westen des Gebäudes als ein graphisches Kabinett zu eröffnen. Bis Anfang 2020 soll die so genannte Ostspange für eine Dauerausstellung umgestaltet werden, während nahezu alle Mitarbeiter der Sammlung in Büros des Nachbargebäudes umziehen. Nur die Restaurierung verbleibt vorerst im Museumsgebäude. Es ist zu hoffen, dass in absehbarer Zeit eine größere Erweiterung ermöglicht wird, die dann ebenfalls die Präsentations-, Depot- und Lagerflächen sowie die Bibliothek und den Seminarraum substantziell vergrößert.

Auf diese Weise wird das Museum Sammlung Prinzhorn auf dem Areal des Altklinikums nicht nur seiner Funktion als herausragende wissenschaftlich-kulturelle Institution zwischen Universität und Stadt Heidelberg besser gerecht werden. Es wird auch identifikatorisch-integrative Wirkung für den gesamten Stadtteil Bergheim entfalten. Aus einem Hörsaal-Gebäude für den klinischen Unterricht am Heidelberger Universitätsklinikum ist eine öffentliche Einrichtung mit überregionaler, ja weltweiter Ausstrahlung geworden.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Maïke Rotzoll: „Hospitäler“, in: Peter Meusburger, Thomas Schuch (Hg.): Wissenschaftsatlas der Universität Heidelberg, Knittlingen 2011, S. 54–55.
- 2 Michel Foucault: Die Geburt der Klinik: Eine Archäologie des ärztlichen Blicks, München 1973 (franz. Erstausgabe Paris 1963).
- 3 Vgl. Jutta Schneider: Das Altklinikum der Universität in Heidelberg-Bergheim (Kunsthistorisches Institut der Universität Heidelberg, Veröffentlichungen zur Heidelberger Altstadt von Peter Anselm Riedl, Heft 25), Heidelberg 1991, S. 95.
- 4 Peter Anselm Riedl (Hg.): Die Gebäude der Universität Heidelberg. Tafelband, Berlin 1985 (Wilhelm Doerr, Semper apertus: Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386–1986, Bd. 6), S. 177: Abbildung eines Grundrisses des Hörsaals, der die Funktion von West- und Ostspange spezifiziert (Westen: Direktor, Bibliothek, Bakteriologie; Osten: Mikroskopierzimmer und Zimmer für chemische Untersuchungen); vgl. Schneider: Das Altklinikum (wie Anm. 3), S. 26.
- 5 Schneider: Das Altklinikum (wie Anm. 3), S. 96.
- 6 Jutta Schneider: Das Alt-Klinikum Bergheim, in: Peter Anselm Riedl (Hg.), Die Gebäude der Universität Heidelberg. Textband, Berlin 1985 (Wilhelm Doerr, Semper apertus: Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386–1986, Bd. 5), S. 382–431, hier S. 412–413.
- 7 Schneider: Das Altklinikum (wie Anm. 3), S. 97.
- 8 Wolfgang U. Eckart: Das neue Domizil der Sammlung Prinzhorn, in: Vernissage. Die Zeitschrift zur Ausstellung, 9 (2001), Heft 1: Sammlung Prinzhorn – ein Museum der eigenen und anderen Art, S. 56–59, hier S. 56.
- 9 Eckart: Das neue Domizil (wie Anm. 8), S. 57–58.
- 10 Eckart: Das neue Domizil (wie Anm. 8), S. 58.
- 11 Telefonisches Zeitzeugengesprach zur Rolle des Hörsaals in den 1970er Jahren von Maïke Rotzoll mit Prof. Dr. Christian Pross vom 8.3.2018 (für das sich die Autor*innen hiermit herzlich bedanken, ebenso für die Hinweise auf die in der Folge genannten Archivalien im Universitätsarchiv Heidelberg).
- 12 UAH Rep 165/1, Schreiben Gänshirt an Prorektor Ebert und Dekan Kristen vom 24.11.1972.
- 13 UAH Rep 165/1, Erklärung der Fakultätsmitglieder vom 23.11.1972.
- 14 UAH Rep 165/1, Schreiben des kommissarischen Fachschaftsleiters Ernst Pfeiffer an Dekan Kristen vom 8.6.1973.
- 15 Schneider: Das Alt-Klinikum Bergheim (wie Anm. 3), S. 413.
- 16 Zur Geschichte der Sammlung siehe: Bettina Brand-Claussen: Das „Museum für pathologische Kunst“ in Heidelberg: Von den Anfängen bis 1945, in: Wahnsinnige Schönheit: Prinzhorn-Sammlung, Ausstellungskatalog Schloss Heidelberg und Kunstgeschichtliches Museum Osnabrück, Heidelberg 1996, S. 7–23, sowie Thomas Roske: Geistesfrische. Sammeln und Forschen an der Heidelberger Sammlung Prinzhorn, in: Universitatssammlungen. Bewahren – Forschen – Vermitteln, hg. von Stefanie Knöll, Düsseldorf 2015, S. 73–85.
- 17 Thomas Roske, Maïke Rotzoll: Karl Wilmanns und die Geburt der Sammlung Prinzhorn aus dem Krieg, in: Ingo Runde (Hg.): Die Universität Heidelberg und ihre Professoren während des Ersten Weltkriegs, Heidelberg 2017, S. 279–296.
- 18 Hans Prinzhorn: Bildnerie der Geisteskranken. Ein Beitrag zur Psychologie und Psychopathologie der Gestaltung, Berlin 1922, S. 353, Anm. 5.
- 19 Maïke Rotzoll, Bettina Brand-Claussen, Gerrit Hohendorf: Carl Schneider, die Bildersammlung, die Künstler und der Mord, in: Heidelberger Jahrbuch 46 (2002), S. 41–64.
- 20 Eckart: Das neue Domizil (wie Anm. 8), S. 56.
- 21 Christoph Mundt, Gerrit Hohendorf, Maïke Rotzoll (Hg.): Psychiatrische Forschung und NS-„Euthanasie“. Beiträge eines Symposiums anläßlich der Enthüllung eines Mahnmals für die Opfer der nationalsozialistischen „Euthanasie“ am 8. Mai 1998, Heidelberg 2001.
- 22 Zur Aufarbeitung der Neurologie im Nationalsozialismus vgl. Michael Martin, Heiner Fangerau, Axel Karenberg: Neurologie und Neurologen in der NS-Zeit: Auswirkungen und Folgen von 1945 bis heute, in: Der Nervenarzt 87 (2016), Supplement 1, S. 42–52.
- 23 Zum folgenden siehe Hans-Herbert Bauer: Umbau eines historischen Horsaalgebaudes für die Sammlung Prinzhorn, in: Vernissage. Die Zeitschrift zur Ausstellung, 9. Jg., 2001, Heft 1: Sammlung Prinzhorn – ein Museum der eigenen und anderen Art, S. 60–63.
- 24 Dies entgegen der Behauptung Bauers in ebd., S. 63.